

storisch diskutieren, behandelt der zweite Teil konzeptionelle Aspekte des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik. Zwei Problemstellungen werden dabei unterschieden. Einerseits wird untersucht, welche Folgen unterschiedliche Verständnisse des Verhältnisses zur Politik für die Sozialwissenschaften haben können. Eine allgemeine Aufklärungsfunktion etwa würde die Wissensentwicklung anscheinend weitgehend unberührt lassen, während die direkte Assoziierung von wissenschaftlichen Analysen mit politischen Projekten unweigerlich die Frage nach dem Status wissenschaftlichen Wissens selbst aufwerfen würde. In einem Beitrag werden explizit die Konsequenzen eines „Advokaten“-Modells wissenschaftlicher Politikberatung für ein mögliches post-positivistisches Sozialwissenschaftsverständnis untersucht.

Andererseits muß aber auch die Frage nach der Funktionsweise der Politik gestellt werden. Immer wieder wird angenommen, daß „mehr und besseres Wissen“ zwangsläufig früher oder später auch zu besserer Politik führen müsse oder – anders formuliert – daß die Qualität der Politik vor allem ein Wissensproblem sei. Die negativen Erfahrungen mit einer solchen Konzeption führen einige Autoren zu einer Auseinandersetzung mit der Beeinflussbarkeit politischer Programme.

Diese sind häufig mit empirischen Fakten nicht kritisierbar oder gar widerlegbar. Es wird vorgeschlagen, andere Erklärungsfaktoren aus der Wissenssoziologie und der Wissenschaftsphilosophie heranzuziehen, so etwa die Idee eines konzeptionellen „Rahmens“ oder eines „Schutzgürtels“, die jeweils politische Programme vor direkter Kritik schützen.

*Forschungsschwerpunkt  
Technik – Arbeit – Umwelt*

Peter Wagner, Björn Wittrock, Richard Whitley (Hg.), *Discourses on Society – The Shaping of the Social Science Disciplines*, Dordrecht: Reidel 1991, Band 15, Reihe „Yearbook Sociology of the Sciences“, 385 S.

Peter Wagner, Carol Hirschon Weiss, Björn Wittrock, Hellmut Wollmann (Hg.), *Social Sciences and Modern States – National Experiences and Theoretical Crossroads*, Cambridge: Cambridge University Press 1991, Band 9, Reihe „Advances in Political Science“, International Political Science Association, 374 S.

## Barrieren für „safer sex“

**Repräsentative Bevölkerungsumfragen aus den letzten Jahren zeigen, daß die meisten Deutschen über die Ansteckungsgefahren mit dem HIV-Virus und über die Möglichkeiten, sich vor einer Infektion zu schützen, sehr gut informiert sind. Die Umfra-**

**gen deuten aber zugleich darauf hin, daß dieses Wissen nicht in dem erwarteten Maße verhaltenswirksam geworden ist und nicht zu einem risikoarmen Sexualverhalten geführt hat. Das gilt insbesondere für Menschen, die mehrere Sexualpartner haben oder neue sexuelle Beziehungen eingehen. Was sind die Ursachen für diese Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln?**

Ob Menschen „safer sex“ praktizieren, hängt von drei Faktoren ab: dem Wissen über Infizierungswege und Techniken einer Infektionsvermeidung, der emotionalen Betroffenheit und der „Risikokalkulation“, sich selbst zu infizieren sowie der sozialen Handlungskompetenz, die darüber entscheidet, ob eine entsprechende Verhaltensabsicht in der konkreten Situation des Intimverkehrs tatsächlich in Handeln umgesetzt wird. Folgt man den Umfrageergebnissen, so weisen die Bundesbürger sowohl einen hohen Informationsstand als auch emotionale Betroffenheit gegenüber dem Problem einer HIV-Infizierung auf. Hier stellt sich – im Sinne des letztgenannten Aspekts – die Frage, was die Menschen eigentlich daran hindert, in intimen Situationen risikoarmes Sexualverhalten zu praktizieren.

Diese Fragestellung war Gegenstand eines Projekts, das von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gefördert wurde. Ziel des Projekts war, die soziale Dimension sexuellen Handelns und die Voraussetzungen für die Praktizierung von „safer sex“ zu rekonstruieren. Untersucht und rekonstruiert wurde in diesem Zusammenhang die Kommunikation zwischen neuen Partnern von der Phase des Kennenlernens bis zum Intimverkehr, um zu klären, ob und wie sich risikoarmes Sexualverhalten in das soziale Regelsystem von Intimität einbinden läßt. Zu diesem Zweck wurden 50 Intensivinterviews mit 20- bis 30jährigen heterosexuell orientierten Frauen und Männern 1990 durchgeführt, die in den vorhergegangenen zwölf Monaten neue sexuelle Beziehungen eingegangen waren.

Die Interviews machen deutlich, daß es im Gegensatz zu anderen sozialen Handlungsabläufen (Einkaufen, Arbeitsverrichtungen, Autofahren, etc.) für intime Kommunikation nur wenig genormte Wege gibt. Partner, die sich neu kennenlernen, befinden sich in einer offenen und unterstrukturierten Situation, die – verstärkt durch die wechselseitige Unbekanntheit – das eigene Verhalten unsicher und riskant erscheinen läßt.

Intime Kommunikation erfordert daher von den Beteiligten in überdurch-

schnittlichem Maße Interpretations- und Deutungsarbeit: Intimität muß sozial hergestellt werden. Im Unterschied zu massenmedial vermittelten Vorstellungen („Liebe auf den ersten Blick“) unterstreichen die Interviews, daß Intimität nicht gleichsam natürlich entsteht, sondern in einem mühsamen, mit vielen Unsicherheiten verbundenen Prozeß erarbeitet werden muß.

Wesentlich für den Konstruktionsprozeß der Intimität sind die Erwartungen und Liebesvorstellungen der Partner. Im Hinblick darauf lassen sich anhand der Interviews zwei Grundformen von Liebesvorstellungen unterscheiden: das von der Mehrzahl der Befragten favorisierte „Ideal der romantischen Liebe“ und das von einer Minderheit verfolgte „hedonistische Liebesideal“. Mit beiden Liebesidealen sind unterschiedliche Strategien wechselseitiger Annäherung und Abstimmung, unterschiedliche Verlaufsprozesse sowie unterschiedliche Probleme und Chancen der Aushandlung und Praktizierung von „safer sex“ verbunden.

Daß sich die meisten Interviewten an einem romantischen Liebesideal orientieren, zeigt, daß Liebesbeziehungen häufiger nach traditionelleren Mustern ablaufen als es die Massenmedien suggerieren. Von sexueller Aufgeschlossenheit und der Bereitschaft, ständig neue Beziehungen allein der Lustbefriedigung wegen einzugehen, ist seltener die Rede. Diejenigen Befragten, die sich vom Ideal der romantischen Liebe leiten lassen, verbinden ihre sexuellen Wünsche eng mit spezifischen Liebesvorstellungen: Die Entwicklung von wechselseitigem Verständnis für die Komplexität der Gesamtperson, die Entstehung von Vertrauen und Harmonie und die Überzeugung, daß es sich bei dem eingegangenen Verhältnis um ein besonderes und einzigartiges Verhältnis handelt, sind Voraussetzung und Bedingung für sexuellen Kontakt. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, kommt es zum Intimverkehr.

Umgekehrt wird Sexualität als Zeichen und Beweis der neuen Liebe interpretiert. Die erzählten Intimgeschichten zeigen aber auch, daß sich diese Liebesvorstellungen in der Realität nicht bruchlos verwirklichen lassen, weil die damit einhergehenden Erwartungen und Ansprüche an den Partner und sich selbst häufig eine Überforderung darstellen.

Um Unsicherheiten, Deutungsprobleme und wechselseitige Überforderungen zu bewältigen, werden von den Beteiligten grundsätzlich indirekte Strategien der Annäherung eingesetzt, die eine Zielverfolgung und gleichzeitig eine Rückzugsmöglichkeit zulassen.



Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln

Foto: Heike Riemer

Man macht Andeutungen und signalisiert Interesse, ist aber nicht zu eindeutig, um eine mögliche Zurückweisung ohne Gesichtsverlust hinnehmen zu können. Man versucht, unter einem Vorwand ein neues Treffen zu arrangieren, weil die direkte Bekundung von Interesse zu riskant erscheint; man befragt Freunde und versucht damit, eigene Unsicherheiten abzufedern.

In einem vorsichtigen Annäherungsprozeß versichern sich die Beteiligten gegenseitig immer wieder neu der wahrgenommenen Intentionen des Partners. Über verschiedene Stadien der Vertrauensbildung spitzt sich das soziale Geschehen schließlich bis hin zur sexuellen Interaktion zu, wobei der Wunsch nach Intimverkehr selbst bis zuletzt meist kommunikativ ausgeschlossen bleibt.

Demgegenüber ist bei den Anhängern eines hedonistischen Liebesideals Sexualität nicht in dem Maße wie bei den Romantikern mit Liebesgefühlen verknüpft. Sexueller Genuß hat Vorrang; die Herstellung von wechselseitigem Vertrauen, der Wunsch, den anderen als Gesamtperson zu erschließen und zu verstehen sowie die Erwartung, daß der andere Partner ein ähnliches Interesse hat, spielen eine sekundäre Rolle. Statt dessen steht bei den Hedonisten die sexuelle Stimulation des Partners und durch den Partner im Vordergrund. Vorstellungen von Harmonie beziehen sich eher auf die körperlich-sexuelle Ebene, und die für die Romantiker wichtige Vorstellung der Einzigartigkeit des Partners wird durch den Wunsch ersetzt, daß der andere sich als anziehendes Sexualobjekt erweist.

Die Intimitätsvorstellungen der Hedonisten führen zu anderen Formen der

Annäherung und Kommunikation zwischen den Partnern. Die Konzentration des Interesses auf sexuelle Aspekte und das weitgehende Vernachlässigen anderer Dimensionen der Persönlichkeit des Partners machen verständlich, warum Hedonisten in der Regel direkter und mit geringerem Aufwand an wechselseitiger Abstimmung handeln als die Anhänger eines romantischen Liebesideals.

Wenngleich der Kommunikationsprozeß zielgerichteter und schneller verläuft, treten auch bei den Hedonisten Unsicherheiten und Deutungsprobleme bei der Gestaltung von Intimität auf. Sie stehen ebenfalls vor der Notwendigkeit, die anfänglich offene Situation des ersten Kontakts hin zu dem beabsichtigten Intimverkehr weiterzuentwickeln und Eindeutigkeit über das Ziel herzustellen, ohne eine Abwendung des Partners zu provozieren.

Die Entstehung und Entwicklung einer neuen Liebesbeziehung erweist sich demnach als ein schwieriger und stör anfälliger Prozeß, für den die Thematisierung risikoarmen Sexualverhaltens eine zusätzliche Komplikation darstellt. Von den insgesamt 30 Befragten, die sich am Ideal romantischer Liebe orientieren, verwendeten 19 Personen kein Kondom; bei den eher auf einen situativen Sexualgenuß eingestellten Hedonisten wurde in zwölf von 20 Fällen kein Kondom benutzt.

Die geringe Verwendung von Kondomen läßt sich wesentlich auf die Unterstrukturiertheit und gleichzeitige Komplexität der intimen Situation zurückführen, die von den Partnern ein vorsichtiges, schrittweises Aufeinanderzugehen mit Hilfe von indirekten Kommunikationsformen verlangt. Die Ver-

balisierung der Kondomfrage bedeutet demgegenüber eine Offenlegung sexueller Absichten im Vorgriff auf den Vollzug des Geschlechtsverkehrs und kollidiert so mit den für intime Kommunikation typischen Annäherungsstrategien. Dieser Zwiespalt macht verständlich, warum häufig auf die Thematisierung und Praktizierung von „safer sex“ verzichtet wird.

Gilt diese Problemlage gleichermaßen für die Romantiker wie für die Hedonisten, so gibt es darüber hinaus auch Unterschiede im Umgang mit „safer sex“ zwischen den beiden Gruppen. In den romantischen Liebesvorstellungen ist die Herstellung von wechselseitigem Vertrauen eine Voraussetzung für Sexualität, wohingegen eine Kondomverwendung das Moment des Mißtrauens ins Spiel bringt: Mit dem Kondom werden nicht nur Bedeutungen von AIDS, Krankheit, Leiden und Tod assoziiert, die dem geliebten Partner implizit gefährdende Seiten zuschreiben, sondern auch Vorstellungen von mangelnder Treue des Partners verbunden. Diese Bedeutungspolarität von Intimität und Vertrauensbildung auf der einen und Kondom und Mißtrauen auf der anderen Seite scheint die wichtigste Problemklippe zu sein, an der die Kondomverwendung bei denjenigen scheitert, die dem Ideal romantischer Liebe folgen.

Für die Personen, die eher dem hedonistischen Ideal folgen und die mit dem Eingehen einer intimen Beziehung in erster Linie den Wunsch nach einem genußvollen sexuellen Erlebnis verbinden, bedeuten Kondome eine Eindämmung und Grenzziehung ihres sexuellen Begehrens: Die mit dem Sexualverkehr verbundenen Wünsche von körperlicher Unmittelbarkeit und ungehinderter orgiastischer Lust erfahren durch das Kondom und seine Materialqualitäten eine Einschränkung, die als Zügelung sexueller Lust empfunden wird.

Eine Kondomverwendung fordert eine planvolle Unterbrechung des Sexualverkehrs und gerät damit in Widerspruch zu dem erwünschten Ablauf, der von dem wechselseitigen Begehren und der lustvollen Stimulation der Intimpartner spontan bestimmt sein soll. Diese Widersprüche machen verständlich, was Menschen daran hindern kann, risikoarmes Sexualverhalten zu praktizieren. Eine gesundheitliche Aufklärung sollte an diese Befunde anknüpfen.

*Forschungsschwerpunkt  
Sozialer Wandel*

Jürgen Gerhards, „Die soziale Dimension sexuellen Handelns und die Bedingungen von safer sex“, in: Rolf Rosenbrock, Andreas Salmen (Hg.), Aidsprävention – Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Aids-Forschung, Bd. 1, Berlin 1990, S. 175–180